

Zeitzeuge **Ernst Hannemann: „Rosenmontag ist mein 2. Geburtstag!“**

- ehemalg verschütteter Mallißer Bergmann erzählt -

Über viele Jahre wurden in und um Malliß ca. 1,2 Mill. t Braunkohle im Untertagebau gefördert, mit großen Unterbrechungen von 1817 – 1960.

Die heutige Generation kann sich darüber in Büchern, Broschüren und im Regionalmuseum Neu Kaliß informieren.

Besonders lebendige Geschichte vermitteln aber Gespräche mit Menschen, die damals im Bergwerk arbeiteten und damit Zeitzeugen einer schweren, mühseligen Arbeit sind. Sie treffen sich jährlich am 1. Sonntag im Juli bei ihrem Bergmannstreffen in Malliß. Aber es wurden in den letzten Jahren immer weniger; denn die damals Jüngsten sind heute schon fast 70.

Ehepaar Hannemann, Waltraud, gebürtige Karenzerin (69) und Ernst, aus Lüblow stammend, (69) gehören zu denjenigen, die damals dem Ruf folgten, im Mallißer Revier Braunkohle zu fördern. Seit 1971 wohnen sie in dem Dorf, wo sie einst im Bergwerk tätig waren.

„Als ich aus der Schule kam, hatte ich keine Lehrstelle. Meiner Frau erging es ähnlich. Wir schlugen uns mit Arbeit durch, die hier und da angeboten wurde. So war ich in der Landwirtschaft tätig, dann in der kasernierten Volkspolizei, danach im Grabower und schließlich im Mallißer Sägewerk“, erzählt Ernst Hannemann aufgeschlossen. Seine Frau Waltraud ergänzt: „Als ich im Januar 1954 im Bergwerk anfangen konnte, war ich sehr froh darüber. Endlich Arbeit! Zuerst als Hilfsarbeiterin über Tage, es war schwer, bei Wind und Wetter draußen. Oft musste ich großes Holz stapeln. Bald nahm ich das Angebot an, in der Küche mitzuhelfen. Zwar bekam ich da nur einen Stundenlohn von 98 Pfennigen, was einen Monatslohn von 200.- Mark ausmachte. Aber die Arbeit war viel leichter.“

Ernst Hannemann folgte seiner Frau vier Jahre später, 1958, in den Bergbau. Zuerst war er über Tage tätig, 8 Stunden in Normalschicht, die um 6.30 Uhr begann. „Ich arbeitete wenige Wochen auf der Kippe. Hier hoch kamen die mit Kohle gefüllten Hunte, die über eine Drehscheibe ihre Last in einen Bunker schütteten. Unter diesem konnten LKWs ihre Ladung aufnehmen, aber vorwiegend brachten Waggons einer Feldbahn die Kohle zur Halde. Von dort wurde sie nach Bedarf weitertransportiert zur Eisenbahnstation an der damaligen BHG.“ Die Kohle wurde, wenn auch energiearm und nicht zu Briketts zu verarbeiten, überall gebraucht. Die Nachkriegszeit hatte große Energieprobleme. „Wir selbst freuten uns über ein Deputat an Kohle als Teil unseres Lohnes. 100 Zentner für den, der unter Tage tätig war und 40 Zentner für die über Tage arbeitenden Kumpel“, so Ernst Hannemann.

Bald fuhr mein Gesprächspartner ein in die dunklen Schächte, die sich in den Wanzeberg schoben. Hin und wieder brannte im Gang eine spärliche elektrische Lampe, vor Ort nur die Grubenlampe.

Hannemann: „Ganz geheuer war mir bei der ersten Einfahrt nicht. Meine Frau wollte es gar nicht, dass ich diese schwere und gefährliche Arbeit unter Tage aufnahm. Man arbeitete in zwei Schichten, von 6 bis 14 Uhr oder von 14 bis 22 Uhr. Wer im nassen Bereich unter Tage `malochte`, sah in seiner Schicht „nur“ 6 Stunden das Tageslicht nicht. Das hieß, mit Gummistiefeln im kalten Wasser stehen, Wasser von unten, Wasser von oben! Die im trockenen Abschnitt tätig waren, mussten fast 9 Stunden unten bleiben. Auch sonnabends hieß es „Glück auf! wir fahren aber da keine volle Schicht“, erinnert sich der ehemalige Bergmann, der beim Erzählen auch gern `mal ins Plattdeutsche verfällt.

Ein viertel Jahr bildete er nun schon mit den etwas älteren Kumpels ein so genanntes Gespann. „Ernst Beyer aus Grebs war unser Hauer, Herbert Hasse aus Malliß Schlepper, er schippte die Kohle in die Hunte, und ich schob diese dann per Hand zur Seilwinde, ca. 30 m weit, etwas gebückt gehend, zumeist bergab.

Jede Schicht verlief so. Da jeder anders bezahlt wurde, gab es keine Rotation am Arbeitsplatz“, weiß der ehemalige Bergmann zu erzählen. Doch eine Schicht verlief ganz anders. „Im Unterbewusstsein hatte ich es schon immer durchlebt, hatte mir vorgestellt, wie es sein könnte, wenn es für mich vielleicht kein „Glück auf!“ mehr geben würde.

So, als wäre es gestern geschehen, schildert Ernst Hannemann dieses traumatische Erlebnis:

„1959, Rosenmontag, (9. Februar) wir drei haben Spätschicht. 14 Uhr fahren wir ein, 18 Uhr hocken wir uns im Schacht zusammen und nehmen unser Abendbrot ein. Nach ungefähr 30 Minuten arbeiten wir weiter. Gegen 19 Uhr stellen meine Kollegen neue Stempel auf. Mein Namensvetter sagt zu mir: „Ernst, mach hier sauber!“ Dort, wo die Stempel aufgestellt werden sollen, räume ich Geröll beiseite, die anderen beiden verstreben die Decke mit 40 cm dicken Bohlen. Ich sehe noch, wie sie gerade eine davon an die Decke heben, als diese plötzlich herunterstürzt, es total dunkel wird und ich in meiner gebückten Stellung mit dem Kopf gegen die Schachtwand gedrückt werde. Alles geschieht blitzschnell und zeitgleich: Dunkelheit, Bewegungslosigkeit, von Kopf bis Fuß ganz mit Erde zugedeckt! Atemnot! Schreien unmöglich! Nur ein Gedanke saust durch meinen Kopf: `Nun ist es vorbei. Ich habe Todesangst. Aber ich fühle doch meine Schippe in der Hand, mein Kreuz und das linke Bein schmerzen. Bin doch am Leben, kann uns keiner retten? Nun hilft doch, wollte ich schreien. Aber stattdessen atme ich Sand, noch! `Hilfe kam zum Glück umgehend. Aus ungefähr 30 m Entfernung hörte Inge Münster, eine Arbeitskollegin aus Göhren, die unter Tage an der Drehscheibe stand, das Krachen und lief sofort los, die Gefahr für ihr Leben außer Acht lassend. „Mit bloßen Händen buddelt sie zuerst meinen Kopf frei, dann den von Herbert Hasse, der wohl 1 – 2 m neben mir liegt. Ich bekomme endlich wieder Luft. Da fällt erneut Erde auf mich, wieder Atemnot. Weitere Helfer kommen, befreien mich und Herbert. Unserem Hauer, der etwas weiter vorn arbeitete, kann keiner mehr helfen. Aber das erfahre ich erst später. Man bringt uns nach oben. Vorgefahrene Rettungswagen und die Feuerwehr stehen bereit, um uns beide ins Dömitzer Krankenhaus zu bringen. Ich habe zum Glück nur Schrammen am Bein und Rückenschmerzen, werde um Mitternacht nach Hause gefahren. Meine Frau wusste von all dem nichts, hat erst paar Minuten vor meiner Heimkehr durch einen Büroangestellten von meinem Unfall erfahren.“ „Ja“, fügt Frau Hannemann hinzu, „ich war schon unruhig geworden und dachte immer nur, wo bleibt er nur, wo bleibt er nur? Ein Telefon hatten wir nicht, ich konnte nirgends nachfragen. Ich war schwanger, brauchte keine Aufregung. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, dass mein Mann anlässlich des Rosenmontags mit seinen Kumpels sicher in den Krug gegangen war, um ein Bierchen zu trinken. Als dann der Bote mit der Unfallnachricht kam, glaubte ich ihm nicht. `Verletzt, nein tot ist er, ihr wollt es mir nur nicht gleich sagen `, antwortete ich bestürzt. Ungefähr 15 Minuten später Poltern an der Tür. Mein Ernst steht vor mir, ohne Stiefel, nur auf Socken, schmutzig am Körper und im Gesicht. Wir umarmen uns.“

Ernst Hannemann wurde krankgeschrieben, fuhr jedoch bald wieder ins Bergwerk ein. Aber nur für 14 Tage. Er wollte einfach nicht mehr, fing im Malliäßer Sägewerk an. Hier war die Arbeit auch nicht leicht, aber er hat den Himmel über sich und immer Licht, keine bedrückende Enge und Finsternis.

1960 wurden die Schächte geschlossen. Die ehemaligen Kumpel fanden Arbeit in den Tagebauen der Lausitz, in der Neu Kaliäßer Papierfabrik oder in den Malliäßer Betrieben BHG, Betonwerk, Sägewerk, Ziegelei, später dann auch im neu errichteten Spanplattenwerk. Ernst Hannemann: „Alle Betriebe mussten ehemalige Bergwerksangehörige einstellen. Sorgen um einen Arbeitsplatz gab es für uns nicht.“

Wenn heute das fast 70 – jährige Ehepaar in den Malliäßer Wald geht, dann nimmt es die im ehemaligen Kohlerevier aufgestellten Warnschilder ernst. „Ich weiß, welche Gefahren noch heute von den nicht immer verfüllten Stollen ausgeht. Damals forderte jeder der 4 Schächte einen Toten, das ist schlimm genug.“

Seine Retter hat er nicht vergessen, ist ihnen sehr dankbar. Die Ursache für das Grubenunglück wurde nie geklärt. Kein Foto, keine Zeitungsnotiz besitzt Familie Hannemann vom Unglücksgeschehen, auch keine Bergwerksutensilien. Letztere mussten damals alle abgegeben werden. Nur die Rückenschmerzen vom Unglückstag sind ihm geblieben. Aber was zählen die schon im Vergleich zu seiner zweiten Geburt.

Das Interview führte Reiner Erdmann am 24.11.2004